

bestünden aus Werken, die versuchten, Hoffnung neu zu erfinden, und aus Dystopien ohne jede Hoffnung. Und ich sehe uns hilflos lächelnd vor diesen beiden Andenkenhaufen stehen, die sich gegenseitig praktisch aufheben. Wir, das Volk, würden dabei aussehen wie – nun ja, nicht viel anders als heute: verloren und ratlos, Opfer eines gescheiterten Projekts. Gut möglich, dass wir dann nur dank unserer Instagram-Filter noch immer besser aussehen als jene ehemaligen Sowjetbürgerinnen und -bürger auf den russischen Basaren. Früher oder später müssten wir jedenfalls erkennen, dass es erstens der Verlust jeder Orientierung ist, der die Menschen innerlich zerreißt, und zweitens der Glaube an unsere Fähigkeit, neue Orientierung zu finden. Genau deshalb stellen wir uns heutzutage die Frage »Ist der Mensch böse und daher überflüssig?«. Genau deshalb verlieren wir den Glauben an die Menschheit.

»Glaube« ist das einzige Wort, das sämtliche scheinbar zerrütteten Prinzipien umfasst: Selbstachtung, Zuversicht, Vertrauen. Allerdings zwingt uns das Wort »Glaube« zu einer Gratwanderung zwischen der Dichtung und dem Nebelreich der Theologie. Beide Felder erfordern ein Vokabular, das mein kleines Buch nicht bieten kann. »Glaube« klingt deshalb religiös, weil Gott beziehungsweise Götter jahrtausendlang zum Leitstern der menschlichen Glaubensfähigkeit gemacht wurden. Es war einfacher, dem Mystizismus das Monopol über das Prinzip Glaube zu überlassen, weil unsere Fähigkeit zu glauben für die weltliche Sphäre zu beängstigend ist. Schon das Wort selbst birgt ein gefährliches, beinahe explosives Potenzial in sich. Deshalb war es schon immer sicherer, diese grenzenlose innere menschliche Kraft mit dem Göttlichen zu ummanteln und ihre Quelle irgendwo jenseits unserer sterblichen Ichs anzusiedeln.

Die Linke hat meist Distanz zum Glauben gewahrt und ihn sogar belächelt (so wie ich in Edinburgh das Kreuz der Frau), weil das Wort »Glaube« ungeachtet aller philosophischen Begründungen leicht außer Kontrolle gerät. Es stiftet eine gefährliche Beziehung zwischen den Sterblichen, verwandelt sie in blinde Anhänger und – nicht selten – in grausame Bestien. Nur indem wir die Idee »Gott« als unsere eigene Erfindung anerkennen – als etwas, das man nicht besudeln kann, wodurch es in unserer herzlosen Welt zum sichersten Mittler zwischen uns und den anderen wird –, könnte es gelingen, den Glauben in unsere weltliche Realität einzubinden.

Ich belasse also Gott im Reich der Dichtung und der Theologie und versuche es lieber mit so etwas wie dem störenden Knuff, den wir jemandem versetzen, der im ach so schön warmen Schnee des Zynismus und der Depression einzuschlafen droht. Hier ist eine weitere Mutprobe, mit der diese Ausführungen über den Glauben im Menschen getestet werden sollen – diesmal an einem heiligen Ort: in der Basilika Palatina di Santa Barbara in der altehrwürdigen italienischen Stadt Mantua.

Jedem Menschen aus der Welt des sunnitischen Islam erscheint es nahezu unvorstellbar, an einem sakralen Ort einen Vortrag über ein politisches Buch zu halten. Und für eine Frau, die die Moschee nur durch eine Seitentür betreten darf und sich vor der männlich dominierten Gemeinde verbergen muss, ist es besonders befremdlich, wenn sie eine Kirche betritt und am Altar begrüßt wird. Aber hier sitze ich nun in dieser Basilika aus dem 16. Jahrhundert und mache die gewöhnungsbedürftige Erfahrung, den Hall meiner eigenen Stimme zu hören, während ich sage: »Ich glaube nicht an Gott, sondern an die Menschen.«

Selbst als ich behaupte, dass wir keine Religion brauchen, um aneinander zu glauben und uns zu vertrauen, verleiht der Nachklang meinen Worten etwas Spirituelles. Als ich vom »Glauben an die Menschheit« und von der »Schönheit des Menschlichen« spreche, verwandelt sich die anfangs auf der gewöhnlichen Neugier einer Zuhörerschaft basierende Stille in das freudige Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gemeinde. Ich höre Seufzer der Erleichterung.

Aber wir sind ja auch in Italien. Als der Rest der westlichen Welt in Bezug auf politischen und moralischen Wahnsinn noch ahnungslos war, hatten die Italiener Silvio Berlusconi, der Boris Johnson an Unterhaltsamkeit und Donald Trump an Gefährlichkeit weit übertraf. Italien war das erste europäische Land, das die scharfe geschichtliche Wende erlebte, während der Rest der westlichen Welt das Ganze für eine kurze mediterrane Eskapade hielt. Die Italiener haben es satt, sich für die schlimmsten Politiker als Repräsentanten ihres Landes schämen zu müssen – was trotz des kühleren Klimas inzwischen auch für die Bewohner der ältesten Demokratien und wirtschaftlich erfolgreichsten Staaten gilt.

Als ich vom Altar hinuntersteige, lächeln mich alle an, und in manchen Augen stehen Tränen, sodass ich mir einen Moment lang wie ein zwielfichtiger Fernsehprediger vorkomme. Doch mein Zynismus schwindet, und mir wird bewusst, dass so etwas passiert, wenn man mit der Sprache eine Herzmassage durchführt, um das menschliche Herz wieder in Gang zu bringen, das vor Jahrtausenden die Götter erfand – und noch davor den Glauben selbst. Er ist der einzige Mechanismus im Menschen, mit dem sich unser tief sitzendes Versagensgefühl und der daraus resultierende Selbsthass kurieren lassen. Denn auch nach Hunderten von Katastrophen und Tausenden von Tyrannen, nach all den Situationen, in denen unsere Menschlichkeit verloren zu sein schien, funktioniert er noch immer. Er ist kein richtungsloses »Yes, we can«, sondern erinnert die Menschen an ihre Fähigkeit, eine neue Richtung zu finden – und an die

Notwendigkeit, der eigenen Kraft zu vertrauen. Das Wort »Glaube« hat den Vorteil, dass wir es bereits kennen, dass es keines Beweises bedarf und nicht widerlegt werden kann.

»Haben Sie noch Hoffnung für Ihr Land?«, fragte ein Journalist die iranische Schauspielerin Golshifteh Farahani, als sich ihre Heimat wieder einmal gegen den islamischen Totalitarismus auflehnte.

Sie schwieg, und einen Augenblick lang sah es so aus, als würde sie sich über die Frage ärgern. Dann sagte sie: »Ich kann nicht hoffen, dass Feuer brennt. Ich kann nicht hoffen, dass Wasser fließt. Der Mensch will frei sein, das ist seine Natur. Der Iran wird frei sein.«

Verständlich, dass eine so mutige Frau, die ihr Land verließ, um ihren Traum zu verwirklichen, den Drang nach Freiheit für einen wesentlichen Bestandteil des menschlichen Charakters hält. Sieht man sich aber viele unterschiedliche Leute an, wird klar, dass der Beweis für die Existenz so hoher Werte im Menschen schwierig zu führen ist. Sobald man den Glauben an die Menschheit auf derartig hohe Erwartungen gründet, wird es heikel. Ich sage das nicht, weil ich das radikal Böse im Menschen schlummern sehe, sondern weil wir oft so unerträglich banal, mutlos und duldsam sind. Das Verständnis von der menschlichen Natur darf sich nicht auf die faktischen Menschen beschränken, ganz gleich ob sie aufreizend mittelmäßig oder bewundernswert inspirierend sind. »Da muss mehr sein«, sagt mir mein Drang, an den Menschen zu glauben – und damit an Sie.

»Das ist eine der beliebtesten Attraktionen, die unsere Stadt zu bieten hat!« Die sympathische ehrenamtliche Mitarbeiterin am Bücherstand des Festival of Ideas erzählt mir von einem Rundgang unter dem Motto »Das nicht gebaute Bristol«. Auf dem Flyer, den sie mir überreicht, steht: »Besichtigen Sie mit dem Heimatforscher Eugene Byrne Dinge, die es nicht gibt.« Byrne, Autor eines Buchs mit gleichlautendem Titel, führt die Teilnehmer zu nie verwirklichten Projekten. Man sieht sich also einen ganzen Tag lang Dinge an, die nicht existieren. Der Flyer empfiehlt bequeme Schuhe und viel Fantasie.

Die Frage ist nicht, was es zu sehen gibt, wenn nichts da ist, sondern ob die nicht gebaute Stadt tatsächlich nicht existent ist, wenn man in ihr herumspazieren kann. Auf die ganze Welt übertragen: Soll die Menschheit wirklich nur nach ihren dokumentierten Errungenschaften und Fehlschlägen beurteilt werden, oder gebietet es nicht die Fairness, auch ihre Absichten miteinzubeziehen?

Die Tatsache, dass viele Projekte nie verwirklicht wurden, macht die Absichten von Menschen nicht weniger real, solange man sie anerkennt. Wollte man einen »Rundgang

durch die nicht gebaute Welt« organisieren, bräuchte man mehr als nur bequeme Schuhe und ein bisschen Fantasie. Um die Entschlossenheit zu sehen, mit der Menschen Schönes geschaffen haben, bedürfte es einiges Mitgefühls und moralischer Überzeugung. Eine solche Grundeinstellung wäre auch für den heutigen Menschen überaus hilfreich, denn trotz seines gern zur Schau gestellten Zynismus trägt er insgeheim noch immer einen verzweifelten Glauben in sich. Das zuzugeben fällt ihm nicht leicht. Er ringt mit dem Wort »Hoffnung«, wehrt sich gegen sein Glaubensbedürfnis und ist damit gar nicht so anders als ich.

Eine Gruppe von New Yorkern, die frühmorgens Hakenkreuze von den Fenstern der Subway kratzen; ein alter Mann, Analphabet, der in einem anatolischen Kaff Feuerholz zu einer von ihm gegründeten Kinderbibliothek trägt; Tausende libanesischer Demonstranten, die ein Kleinkind, dessen Mutter mit dem Auto im Verkehr stecken geblieben ist, mit »Baby Shark« in den Schlaf zu singen versuchen; Hongkonger Bürger, die ihre Freunde aus dem Griff schwer bewaffneter Polizisten befreien; Chileninnen, die sich tanzend gegen Polizeigewalt wehren; irische Schulkinder, die sich organisieren, um ihren nigerianischen Freund vor der Abschiebung zu bewahren: Dies sind nur wenige Beispiele von vielen Hunderten, die in den letzten Jahren in den sozialen Medien geteilt wurden. Wir teilen sie, weil wir an das Menschliche glauben wollen und um diesen Glauben immer wieder zu erneuern, indem wir seine Entschlossenheit bezeugen, etwas Schönes zu erschaffen. Wenn wir Postings teilen, in denen x-beliebige Leute das Richtige tun, versuchen wir gewissermaßen, die Medien von ihrer Versessenheit auf die Absurditäten und Tragödien zu heilen, von denen sie überquellen. Die Beliebtheit solcher Postings und die wehmütige Freude, die wir beim Teilen solcher Ereignisse empfinden, sind nur ein Beweis von vielen für unser unstillbares Bedürfnis und unsere nie schwindende Fähigkeit, an den Menschen zu glauben.

Man könnte meinen, das Schwierigste an diesem Glauben bestünde darin, dass er eine enorm starke moralische Überzeugung voraussetzt oder man anderen mehr vergeben müsste, als die Frommen Gott vergeben. In Wirklichkeit liegt die größte Herausforderung an einer anderen, scheinbar weniger wichtigen Stelle: in Ihnen. Dort findet die größte Mutprobe überhaupt statt.

*»Sit autem puero huic incredibili conscius, sine fine amore et roboris habitat. Sit huic puero nisi obviam populo ...«*

Ich stehe in meiner Wohnung in Zagreb und lese einen lateinischen Text von einem Blatt Papier ab. In der Mitte des Zimmers liegt der kleine Valentino in den Armen seines Vaters Victor, eines Spaniers, und seiner Mutter, meiner engen Freundin Burcak.

Beide kichern. Doch das alberne Ritual dreht sich um ein ernstes Versprechen: Ich werde Valentinos weltliche Patin. Und so lauten die Worte, die uns künftig miteinander verbinden:

Möge Valentino auf allen seinen Wegen Freude, Wohlstand und Glück mit sich bringen. Möge er die ganze Welt kennenlernen und die Menschen besser verstehen, als es seinen Vorfahren gelang. Heute, liebes Kind, werde ich mit Zustimmung deiner Eltern deine weltliche Patin und verspreche hiermit, dich den Rest meines Lebens hindurch zu beschützen, zu leiten und deine Gefährtin zu sein.

Gegen Ende der Zeremonie wehrt sich der neun Monate alte Valentino brüllend und mit fassungsloser Miene gegen den schaurigen Kirchentonnfall, mit dem ich Taufszenen aus irgendwelchen Filmen nachahme. Und je mehr er das Gesicht verzieht, umso lauter lachen wir, die gemeinen Erwachsenen.

Dabei gibt es hier gar nichts zu lachen. Vielmehr ist es eher tragisch, dass Leute wie wir, die an den Menschen glauben wollen, keine strukturierten nichtreligiösen Rituale haben, mit denen wir uns etwas versprechen können. Einem Kind zu versprechen, dass man immer da sein wird, ist eine sehr ernste Sache und für mich ein gewaltiger Schritt, wenn ich bedenke, dass ich nicht mal die Tauben an meinem Fenster füttere, weil ich Angst habe, sie eines Tages enttäuschen zu müssen. Mein Versprechen beinhaltet nicht nur die Verpflichtung, für Valentino da zu sein, sondern ich muss auch an mich glauben, um diese Aufgabe zu erfüllen.

Das, meine Freunde, ist die größte Mutprobe, der ich mich je unterzogen habe. In den Krieg ziehen, den Tod oder andere Gefahren im Leben riskieren ist nichts im Vergleich zu der Angst, die ein solches Wagnis begleitet. Das Schwierigste und das Göttlichste – darf ich das Wort verwenden? –, was einem der Glaube an den Menschen abverlangt, ist der Glaube an sich selbst.

Ich weiß nicht, ob die grauhaarige Frau in Edinburgh all das gemeint hat, als sie mir riet, über den Glauben nachzudenken. Doch mittlerweile verstehe ich, dass es sinnlos ist, gegen die magische Kraft des Menschlichen anzukämpfen, die allein durch den Glauben entsteht. »Hoffnung« ist nur ein verzagtes Codewort für dieses Bedürfnis nach Glauben. Die politischen Bewegungen, die den Menschen heute eine neue Richtung aufzeigen oder einen Ausweg aus dem politischen und moralischen Irrgarten weisen wollen, sollten das Bedürfnis und die Fähigkeit der Menschen, zu glauben, nicht ignorieren. Das Wort »Glaube« mag explosiv sein, aber es steckt nun einmal im Kern der Frage nach dem politischen Handeln. Wir müssen uns mit der Tatsache arrangieren,